

**ZOË
BECK**

DAS

ALTE

KIND

THRILLER

SUHRKAMP

suhrkamp taschenbuch 5199

Es sind nur wenige Tage, die Carla von ihrem Kind getrennt im Krankenhaus verbringt – Tage, die alles verändern. Als die Schwester ihr das Baby in die Arme legt, ist Carla überzeugt, dass es gar nicht ihr Kind sein kann. Doch niemand glaubt ihr ...

Fiona wacht in ihrer Badewanne auf. Kerzen stehen am Wannrand, Blütenblätter schwimmen auf dem Wasser, das sich allmählich rot färbt – von ihrem Blut. Mit letzter Kraft schleppt sie sich zum Telefon. Im Krankenhaus behauptet sie, jemand hätte versucht, sie zu töten. Doch niemand glaubt ihr ...

Zoë Beck zählt zu den wichtigsten deutschsprachigen Krimiautor*innen und wurde mit zahlreichen Preisen, unter anderem mit dem Friedrich-Glauser-Preis, dem Radio-Bremen-Krimipreis und dem Deutschen Krimipreis, ausgezeichnet. Sie ist außerdem Übersetzerin (u. a. Sally Rooney, Amanda Lee Koe und James Grady), Verlegerin (CulturBooks) und Synchronregisseurin für Film und Fernsehen.

Zuletzt erschienen: *Die Lieferantin* (st 4964), *Paradise City* (st 5157), *Das zerbrochene Fenster* (st 5196), *Das falsche Leben* (st 5198) und *Der frühe Tod* (st 5197).

Zoë Beck
DAS ALTE KIND
Thriller

Suhrkamp

Der vorliegende Text ist eine durchgesehene Version
des 2010 unter demselben Titel bei Bastei Lübbe, Köln,
erschienenen Romans.

Dieses Buch wurde klimaneutral produziert.



Erste Auflage 2022

suhrkamp taschenbuch 5199

Neuausgabe

© Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2022

Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München

Umschlagabbildungen: Christie Goodwin/Arcangel (Edinburgh Castle);

FinePic©, München (Wolken, Rastertextur)

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-47199-9

www.suhrkamp.de

DAS ALTE KIND

Berlin, September 1978

Carla musste lachen. »Das ist nicht mein Kind«, sagte sie.

Die Schwester sah sie erschrocken an. »Ach Gott, das ist mir jetzt aber peinlich!« Sie nahm Carla den Säugling aus den Armen und beeilte sich, aus dem Zimmer zu kommen.

»Für manche sehen sie alle gleich aus«, sagte die Frau im Bett neben ihr. Schwere Neurodermitis.

Carlas Gürtelrose war abgeheilt, sie durfte ihr Kind wiedersehen, und sie hatte sich über eine Woche auf diesen Tag gefreut.

»Haben Sie Kinder?«, fragte sie die Neurodermitis, deren Namen sie noch nicht kannte, weil sie gerade erst ins Zimmer gekommen war.

Die Frau war etwa in Carlas Alter, höchstens aber Mitte dreißig. Wie Carla schon vermutet hatte, schüttelte sie den Kopf. »Habe keine, will keine, und ja, auch für mich sehen sie alle gleich aus.« Sie grinste. »Ella Martinek.«

»Ella Martinek?« Carla setzte sich auf. »Die Fotografin?«

Ella nickte neugierig. »Sie interessieren sich für Fotografie?«

»Carla Arnim«, stellte Carla sich vor.

Ella machte große Augen. »Das gibt's doch nicht.« Sie schlug sich die Hände vors Gesicht. »Und wir müssen uns ausgerechnet dann treffen, wenn ich so schlimm aussehe!«

Carla lachte. »Ich bin auch nicht frisiert und im Chanel-Kostüm. Nehmen Sie die Hände runter! So schlimm ist es gar nicht.«

Es war schlimm. Besonders für eine junge Frau, das war Carla klar. Die Neurodermitis zog sich quer über die linke Gesichtshälfte und fast den gesamten Hals. Die Arme konnte sie nicht sehen, Ella trug ein langärmeliges Pyjamaoberteil, aber die linke Hand war am schlimmsten betroffen. Wahrscheinlich wollte sie deshalb keine Kinder. Weil sie fürchtete, die Krankheit zu vererben. Oder weil sie sich nicht auf eine feste Beziehung mit einem Mann einlassen wollte, aus Scham über die immer wiederkehrende Entstellung, aus Angst, die vielen Arztbesuche und Krankenhausaufenthalte wären eine zu große Belastung für den Partner.

Sie kamen ins Plaudern. Über Ellas aktuelles Projekt; sie war eine Zeit lang in London gewesen und hatte dort Punkbands begleitet und porträtiert. Über die nächsten Auktionen, die Carla plante. Sie fachsimpelten über die im vergangenen Jahr verstorbene Lee Miller, fanden über sie schnell den Bogen zum Thema Hausfrauendasein und Depressionen, entdeckten gemeinsame Bekannte, fingen an, über diesen oder über jene zu lästern, hatten einen Riesenspaß, und Carla merkte gar nicht, wie die Zeit verging. Wie lange die Schwester brauchte, um Felicitas von der Säuglingsstation zu holen. Erst als der Arzt ins Zimmer trat, die Schwester mit großen Augen und einem Säugling im Arm hinter ihm, dachte sie: Das hat aber gedauert.

»Frau Arnim.« Der Arzt lächelte sie an. »Wir bringen Ihnen Ihre Tochter.«

Die Schwester trat vor und legte ihr Felicitas in die Arme.

Nur, dass es nicht Felicitas war. Immer noch nicht.

»Ist das dasselbe Kind wie vorhin?«, fragte Carla verwirrt.

»Das ist Ihre Felicitas«, sagte der Arzt und nickte der unsicher dreinblickenden Schwester zu.

»Ich erkenne doch meine eigene Tochter, und das hier ist *nicht* meine Tochter. Sie haben das Kind vertauscht.« Carla wunderte sich selbst, wie ruhig sie das sagte.

Der Arzt setzte sich ans Fußende ihres Betts, ohne sie zu fragen. »Wir haben im Moment nur einen weiblichen Säugling im Alter von sechs Monaten auf der Station. Die Kinder bekommen ein kleines Bändchen, sehen Sie hier.« Er beugte sich vor und nahm behutsam das linke Ärmchen des Säuglings in die Hand, um ihr das Bändchen zu zeigen.

Carla hielt das fremde Kind ein gutes Stück von sich weg, hoffte, er würde es ihr abnehmen, aber das tat er nicht.

»Da steht der Name Ihrer Tochter«, sagte er ruhig und lächelte wieder. »Es ist alles in Ordnung. Wir haben Felicitas ganz sicher nicht verwechselt, es geht ihr gut, und sie war sehr brav. Natürlich hat sie Sie vermisst.«

Das Kind fing an zu weinen. Carla begann reflexartig, es zu schaukeln, doch dann hielt sie es wieder von sich weg. »Nehmen Sie sie bitte, das ist nicht meine Tochter.« Sie versuchte, die Panik in sich zu ersticken. Als sie sah, wie der Blick des Arztes ernster wurde, wie die Schwester sich nervös von ihr wegdrehte und ans Fenster trat, konnte sie nicht mehr. »Nehmen Sie mir doch endlich dieses Kind ab!«, rief sie und hielt den schreienden Säugling so weit von sich weg, wie sie konnte.

Die Schwester stürzte auf sie zu und entriss ihr das

Kind. Schützend nahm sie es auf den Arm und sprach auf das heulende Mädchen ein.

»Das da ist nicht mein Kind«, sagte Carla. Ihre Stimme bebte, und die Tränen ließen sich nicht mehr aufhalten. »Wo ist meine Tochter? Wollen Sie behaupten, dass Sie nicht wissen, wo sie ist? Sie können mir doch nicht einfach mein Kind wegnehmen!« Nichts wie raus hier. Sie musste selbst nachsehen. Die Decke weg und rüber zur Säuglingsstation und nachsehen.

Sie war so schnell aus dem Bett gesprungen, dass der Arzt sie nur mit Mühe aufhalten konnte. »Frau Arnim, wir gehen gemeinsam, in Ordnung? Dann werden Sie sehen, dass wir Ihre Tochter nicht verwechselt haben. Versprechen Sie mir, sich wieder zu beruhigen? Soll ich Ihnen etwas geben?«

Sie glaubte zu begreifen, dass hier etwas passierte, das sie nicht mehr aufhalten konnte. Carla riss die Tür auf und rannte den Gang entlang, verlief sich, rannte zurück und fand sich endlich vor der großen Scheibe, hinter der die Neugeborenen lagen.

Der Arzt hatte sie eingeholt. »Frau Arnim. Wir sehen uns jetzt in Ruhe alle Kinder auf der Station an, einverstanden?« Er legte seine Hand leicht auf ihren Ellenbogen und führte sie durch die Tür.

Felicitas war nicht bei den Kindern, die dort lagen.

»Das ist nicht möglich«, sagte Carla und ging jedes einzelne Bettchen ab. »Wo ist meine Tochter?«

Die Schwester hatte sich mit dem Säugling zu ihnen gesellt. Das Kind war ruhig, die Schwester streichelte ihm den Rücken und sah Carla wieder aus riesigen, ängstlichen Augen an.

»Sie haben doch hier irgendeinen Mist gebaut, und jetzt wollen Sie mir ein falsches Kind unterjubeln, hab ich recht?«

»Bitte«, sagte der Arzt und legte diesmal seine Hand auf ihre Schulter. »Ich gebe Ihnen am besten eine kleine Spritze, und dann unterhalten wir uns im Behandlungszimmer. Einverstanden?«

Carla starrte ihn an. Sah noch einmal zu dem fremden Kind, das von der Schwester in sein Bettchen gelegt wurde, dann wieder zu ihm. »Sie wollen mich ruhigstellen?«, fragte sie, nun ganz leise. »Die Spritzen der letzten Tage, damit haben Sie mich auch ruhiggestellt, richtig?«

Er hob die Hände und schüttelte den Kopf. »Da verstehen Sie jetzt aber wirklich etwas ganz falsch. Wir haben ...«

»Sie haben mein Kind entführt!«, schrie sie. »Oder ist etwas passiert? Ist Felicitas gestorben, und Sie wollen es mir nicht sagen? Was haben Sie getan?« Tränen strömten über ihr Gesicht.

»Kommen Sie, wir gehen ins Behandlungszimmer.« Jetzt packte der Arzt fester zu, schob sie aus dem Raum, schloss die Tür eilig hinter sich. »Und schreien Sie bitte nicht so. Denken Sie an die Kinder!«

Sie schüttelte ihn ab. »Ich denke an *mein* Kind! Sie haben mir mein Kind weggenommen!« Ohne nachzudenken, fing sie an, auf den Mann einzuschlagen. Blind trat sie nach ihm, schlug immer wieder zu. Sie sah, wie er schützend die Arme hob, er konnte nicht fliehen, sie hatte ihn in eine Ecke zwischen der Umkleide und dem Untersuchungsstuhl gedrängt. Sie erwischte seine Nase, landete einen Schlag auf seinen Mund, er blutete.

Jemand packte sie von hinten und zog sie von ihm weg. Zwei mussten es sein, sie hatte keine Chance, sich gegen sie zu wehren, sie sah sie nicht einmal. Carla schrie nach ihrer Tochter, sah den Arzt auf dem Boden liegen, das Gesicht voller Blut, sah die Schwester, die sich über ihn beugte und sich dann zu Carla umdrehte, Entsetzen im Blick. Dann spürte sie, wie eine Nadel in ihre Haut eindrang, merkte, wie ihre Glieder schwer wurden, wie alles um sie herum verschwamm, wie ihre Stimme versagte, weil sie zu müde war, auch nur zu flüstern. Und jetzt war alles weich und schwarz und lautlos.

1

Alles, was einem die Leute über Blut erzählten, war Quatsch. Von wegen ganz egal, wie oft man schon umgekippt war, weil andere irgendwas vollgeblutet hatten, sein eigenes Blut könnte man sich immer ansehen, kein Problem.

Dazu müsste man aber erst wissen, dass es das eigene Blut war.

Fiona wusste nicht mal, dass es überhaupt Blut war. Sie dachte an Tinte, weil sich die dunkle Flüssigkeit gar nicht mit dem Wasser vermischte, sondern ganz nach dickem, dunklem Zigarettenrauch aussah, der sich in einem viel zu kleinen Raum verteilte. Eben wie Tinte in Wasser. Sie wäre fast wieder eingeschlafen. Dann verstand sie doch, dass sie eigentlich nicht in ihrer Badewanne schlief, wenn sie mit Wasser voll war, schon gar nicht in Unterwäsche.

Sie blinzelte, bis sie klarer sehen konnte: Rosenblätter auf der Wasseroberfläche, Teelichte auf dem Wannenrand. Aus dem Radio in der Küche plätscherte kitschiger Romantipop. Nicht ihre Welle, aber ihre Wanne. Sie spürte, wie an ihren nassen Händen etwas entlanglief, das wärmer war als das Wasser. Ihre Handgelenke juckten. Sie wollte sich kratzen, aber sie sah, dass die Tinte aus ihren Unterarmen lief. Sie fühlte keinen Schmerz, keine Panik, dachte: Okay, ich war *wohl* etwas zgedröhnt, aber ein Krankenwagen *könnte* eine gute Idee sein. Dann machte es klick in ihrem Kopf, und sie kotzte über den Wannenrand.

Sie konnte nämlich kein Blut sehen. Schon gar nicht ihr eigenes.

Bis zum Telefon schaffte sie es, auch wenn sie zwei Mal auf dem Weg dorthin umfiel, ihr Blut vom Bad über den Flur bis in die Küche verteilte, wo ihr immerhin einfiel, dass sie sich die Handgelenke besser abbinden sollte. Fiona nahm zwei Geschirrtücher, die seit Tagen auf dem Boden lagen, um einen Liter Cola aufzusaugen, schaffte es aber kaum, einen Knoten zu machen. Am Boden zusammengekauert wählte sie die Notrufnummer. Sie konnte der freundlichen Dame am anderen Ende der Leitung nicht genau sagen, was los war, weil ihre Zunge viel zu schwer war und außerdem komisch schmeckte. Bekam zum Glück aber ihren Namen und ihre Adresse heraus. Vielleicht hatte sie auch gar nichts gesagt, und die in der Notrufzentrale hatten rausgefunden, woher sie anrief.

Sie vertrieb sich die Zeit damit, einen anderen Sender im Küchenradio zu suchen. Dann fielen ihr die Augen zu, aber sie sang den Song mit, der gerade lief, um nicht einzuschlafen.

Falling about ... You took a left off Last Laugh Lane ...

Knappe zehn Minuten später trat jemand die Tür zu ihrer Wohnung ein und stürmte in die Küche. Und da fand sie, dass ein bisschen Schlaf nicht schaden könnte.

New York, Berlin, September 1978

Sie sagten es ihm erst, als er die Kadenz zum dritten Satz zu seiner Zufriedenheit eingespielt hatte. Vielleicht war es auch Zufall gewesen, und die Nachricht war erst in diesem Moment eingetroffen. So oder so, er war froh, es nicht vorher erfahren zu haben. Lange genug hatte er an der Kadenz gearbeitet, damit sie nicht zu sehr nach Wilhelm Kempff klang, aber auch nicht zu sehr nach Brendel. Und schon gar nicht nach Buchbinder. Überhaupt, Buchbinder. Wo immer Frederik hinkam, Buchbinder war bereits dort gewesen. Dabei war dieser nur wenige Jahre älter als Frederik. War ihm zum Beispiel zuvorgekommen mit der Gesamtaufnahme von Haydn. Dieser Buchbinder ... Im Grunde spielte er so banal, dass es einem hochkam. Aber alle stürzten sich darauf.

Frederik fragte sich nicht zum ersten Mal, ob er weg von den Klassikern sollte. Oder weg von den großen Konzertsälen, untertauchen, selbst komponieren. Kammermusik vielleicht. Eine Weile nicht der Mittelpunkt sein.

Er verwarf diese Gedanken, wie üblich. Er wollte ja im Mittelpunkt stehen. Brauchte es. Für ausverkaufte Konzerthäuser wollte er auch weiterhin sorgen. Für hohe Verkaufszahlen bei seinen Schallplatten. Er wollte im Radio rauf und runter gespielt werden. Aber es fraß ihn langsam auf, dass er nicht wusste, wie er die absolute Spitze ein für alle Mal erreichen konnte. Exzentrik vielleicht? Wie Glenn Gould, der besessene Perfektionist, der barfuß aufgetreten

war, bei den Aufnahmen mitsang und seine Verachtung für Mozarts Spätwerk öffentlich äußerte? Mozart und Beethoven. Genau Buchbinders Kragenweite, nicht wahr? Buchbinders wie auch seine eigene. Wobei sich Frederik von Mozart fernhielt. Alle liebten Mozart, und nichts fiel ihm leichter, als Mozart zu spielen. Aber sein Professor, sein größtes Vorbild, hatte gesagt: »Mozart ist was für Kinder und Anfänger. Mozart spielen wir nicht.« Einmal gesagt, galt es für die Ewigkeit. Frederik hatte sich immer gewünscht, mehr von der Genialität dieses Mannes in sich zu haben, der Rachmaninow und Ravel mit einer nie gehörten Brillanz spielte, nachdem er sich die Noten nur einmal kurz angesehen hatte. Exzentrik, da war sie wieder: Sein Professor lebte einzig von Kaffee und Zigaretten, man munkelte, dass er nicht mehr auftrat, weil er ein Alkoholproblem hatte, es war bekannt, dass er bei seinem letzten Auftritt in den frühen 1960er Jahren schreiend zusammengebrochen war, weil jemand im Publikum raschelnd das Jackett ausgezogen hatte. Exzentrik. Frederik sehnte sich nach ihr. Er war bei den gefälligen Komponisten hängen geblieben, spielte sie perfekt und sauber und genau so, wie alle es hören wollten. Im Grunde war er nicht viel anders als Buchbinder. Nur, dass dieser eben schon überall dort gewesen war, wo er hinkam. Und er deshalb an den Haydn-Kadenzen herumschraubte, als hinge die Glückseligkeit des Planeten davon ab.

Froh, die Aufnahme beendet zu haben, bat er den Ton-techniker, ihm die Stelle noch einmal vorzuspielen, und erst dann nahm er die Nachricht entgegen und suchte sich ein Telefon. Wie gut, dass er da schon alles hinter sich

hatte. Jetzt war ein guter Zeitpunkt, nach Deutschland zurückzufliegen. Gestern noch wäre es katastrophal gewesen.

Es war nicht so, dass Frederik Arnim seine Frau nicht liebte oder sich keine Sorgen um sie machte. Es war vielmehr so, dass er es nicht gewohnt war, sich Sorgen zu machen. Sie war immer gesund und stark und selbstständig, sie ließ ihm den Freiraum, den er für seine Arbeit brauchte, weshalb er es sich überhaupt nur erlauben konnte, seit einem knappen halben Jahr in Kanada und den USA zu sein. Und deshalb verstand er nicht recht, was ihm dieser Arzt am Telefon hatte sagen wollen. Carla hatte einen Nervenzusammenbruch? Musste psychiatrisch betreut werden?

Selbst, als er im Flieger saß, konnte er nicht recht dran glauben. Etwas anderes steckte vielleicht dahinter. Ein Vorwand? Nein, so makaber war Carla nicht, ihn unter Vortäuschung einer Krankheit nach Hause zu locken. Andererseits – ein Nervenzusammenbruch? Carla hatte keine Nervenzusammenbrüche. Sicher ging es darum, ihn mit etwas zu überraschen. Alles war in Ordnung, und sie wusste genau, dass er sich nicht ängstigen würde, weil er wiederum genau wusste, dass Carla keine Nervenzusammenbrüche hatte.

Carla hatte im Abitur gesteckt, er im Studium, als sie sich kennenlernten. Ihre Eltern waren mit seinem Professor befreundet und hatten gefragt, ob er jemanden wüsste, der oder die bei einem Gartenfest Klavier spielen könnte. Sein Professor hatte ihn geschickt. Die Besitzer des bekannten Auktionshauses Mannheimer! Wie hätten sich seine Kommilitonen darüber gefreut! Er hingegen nahm nur an, weil

er das Geld dringend brauchte. Nicht, weil er besonders scharf drauf war, im Wintergarten einer Dahlemer Villa zu sitzen und den ganzen Nachmittag Gershwin und Porter zu klimpern. Damals war sein Anspruch noch ein anderer gewesen. Damals wollte er noch berühmt werden mit einem außergewöhnlichen Stil (den er jedoch nie bei sich fand). Mit unerhörtem Repertoire (das er sich dann doch nicht aneignete). Mit selbst komponierten Meisterwerken (die er nie schrieb). Er wurde zu einem der meistgebuchten und bestbezahlten Pianisten der Welt, seinen Namen kannte jeder, dem klassische Musik nicht ganz fremd war, man schätzte sein präzises, sauberes, eingängiges Spiel.

Ging es noch langweiliger?

Er hoffte es. Er glaubte fest daran. Er klammerte sich an diesen Gedanken. Er konnte nicht der langweiligste Pianist der Welt sein.

Damals, als er noch Träume gehabt hatte, lernte er Carla Mannheimer kennen, verliebte sich in sie wie in keine andere Frau zuvor, rannte ihr hinterher, sodass er sich selbst kaum mehr wiedererkannte. Natürlich waren ihre Eltern nicht nur diskret skeptisch, sondern offen gegen ihn. Talent hin oder her, er kam zwar aus gutem Hause mit gutem Namen, aber ohne Vermögen. Carla war das egal. Sie würde erben, als einziges Kind. Und natürlich beschloss Frederik, es ihnen zu zeigen. Vergaß seine Träume und tat, was er am besten konnte: Beethoven, Haydn, Chopin, Liszt. Ach, und Brahms, mit ihm hatte er auch Erfolge. Manchmal schob er es auf Carla und ihre Eltern, dass er nicht ein zweiter Glenn Gould war. Manchmal war er ehrlich mit sich selbst und gestand sich ein, dass er dazu niemals

getaugt hätte, weil er eben nicht genial war. Nur begabt, aber nicht genial. Er war einfach zu spießig. Nicht exzentrisch genug. Carla war bald schwanger geworden, aber sie hatte ihm weiter den Rücken freigehalten. Sie hatte Kind und Studium gemeistert, und da ihre Eltern noch vor ihrem Abschluss kurz nacheinander starben, führte sie das Auktionshaus weiter. Mit Kind und Magisterarbeit und einem Mann, der den ganzen Tag am Klavier verbrachte, und das oft genug weit weg von Berlin. Frederik erhöhte: Carla hatte ihm nicht nur den Rücken freigehalten, sondern gestärkt. Über Geld und Zeit hatte er nie nachdenken müssen. Er hatte, dank ihr, alle Möglichkeiten. Und bekam, dank ihr, Verbindungen in die besten Kreise, um dahin zu gelangen, wo er heute war. Immer war sie stolz auf ihn gewesen. Nie hatte sie ihm in den Ohren gelegen, er möge doch mehr Zeit bei Frau und Kind verbringen. Durch die größte Krise seines Lebens hatte sie ihn manövriert. Als *seine* Nerven drohten, nicht mehr mitzumachen. Als *seine* Hände den Dienst verweigerten. Seine Frau war immer seine Stütze gewesen.

Und diese Frau sollte nun einen Nervenzusammenbruch gehabt haben? Es war lächerlich.

Sie hatte gerade ihr zweites Kind bekommen. Sie hatte starke Nerven, doch. Sie war nicht ängstlich wie andere Mütter, von denen Frederik manchmal hörte. Nicht nur, weil es ihr zweites Kind war. Sie war schon bei Frederik juniors Geburt gelöst und entspannt gewesen. Carla bekam keine Nervenzusammenbrüche. *Er* war der Typ, der zusammenklappte. Nicht Carla.

Als ihn am Flughafen in Berlin-Tegel niemand abholte,